

Die gestaltende Kraft einer Grossstadt

New York ist eine beliebte Destination bei den Schweizer Kunstschaffenden. Wie inspirierend der Big Apple sein kann, zeigt die aktuelle Ausstellung im Oxyd.

Mit dem Titel «Boogie Woogie – NY, NY» erweist Gabriele Lutz, Kuratorin der Ausstellung im Oxyd, Piet Mondrian die Referenz. Mondrian verliess 1940 Europa und schuf mit seinem Bild «Broadway Boogie Woogie» (1942/43) eine Hommage an seine neue Heimat und ihre Musikszene.

Mit Hugo Weber (1918–1971), Pierre Haubensak (*1931), Bernard Tagwerker (1942), Maya Vonmoos (*1953), Oliver Krähenbühl (*1963) und Judit Villiger (*1966) werden nun im Oxyd sechs Schweizer Künstlerinnen und Künstler präsentiert, die zwar nicht ausgewandert sind, jedoch während Monaten oder gar Jahren in New York gelebt und gearbeitet haben. Die Frage nach der transformativen Kraft des melting pot stand bei der Werkauswahl im Zentrum. Die Ausstellung beginnt mit filmischem Rohmaterial aus dem Nachlass von Hugo Weber, der bereits 1946 in die USA ausgewanderte, um am New Bauhaus in Chicago zu lehren. Im Kabinett ist er mit einer kleinen, aber feinen Auswahl an Gemälden vertreten, die exemplarisch für seine dynamisch-bewegte Bildsprache («Vision in Flux») stehen.

Gitter und Kraftlinien

Auch bei Oliver Krähenbühl, der im Jahr 2002 sieben Monate lang um die New Yorker Hochhäuser zog, geriet die Wahrnehmung in Fluss. Er kaufte sich vor Ort eine Digitalkamera, um den steil aufragenden, scheinbar in den Himmel reichenden Fassaden optisch gewachsen zu sein. In der Ausstellung hängen die Fotografien paarweise mit grossformatigen Kohlezeichnungen, wo sich die Gitterstruktur der Fassaden mit den Kraftlinien des beschleunigten Lebensrhythmus überlagern. Verwandte, eher flechtwerkartige Strukturen finden wir bei Pierre



Als Judit Villiger in New York weilte, vermisste sie in der Betonwüste die Natur, sie erschuf sich ihren eigenen künstlichen Garten: «Jardin des Plantes» (2010). Bilder: Heinz Diener

Haubensaks Serie Cityscape, die allerdings nicht während seines New Yorker Aufenthalts von 1969 bis 1977 entstand, sondern erst im Jahr 2002. In New York rezipierte Haubensak die Color-Field- und Hard-Edge-Painting. Ein schönes Beispiel dafür ist seine vierteilige Arbeit «Four Gates» (1970), deren Panele mit einer Haupt- und einer Nebenfarbe wie Gongschläge den Raum in Vibration versetzen.

Im Obergeschoss trifft man auf Werke, die man als tachistisch bezeichnen würde, wüsste man nicht, dass sie weniger ein Produkt subjektiver Expression als vielmehr des (objektiven?) Zufalls sind. Bernard Tagwerker, der von 1976 bis 1985 in New York ansässig war, beschäftigte sich schon früh mit rechnerischen Systemen. Bevor er selber zu programmieren begann, verwendete er Zahlenraster, um seine



Im Feld der Farben. Pierre Haubensak: aus der Serie Cityscape (2003).

«Konstellationen» (1977/78) nach der Zufallsmethode zu schaffen. Über die Linienführung entschied das Los, und die Wahl der Farbe traf der Würfel. Heute arbeitet Tagwerker mit neuronalen Systemen (solche, die nicht hinzulernen, sondern vergessen), und die «handwerkliche» Ausführung erbringt der Plotter.

Als Judit Villiger von 1996 bis 2000 in New York weilte, waren ihre Oasen Parkanlagen, aber auch Museen, wo sie die Tiere ausgestopft vorfand. Über die kultivierte und konservierte Natur fand sie zur künstlichen Natur. «Jardin des Plantes» (2010) ist eine Auslegeordnung «organischer» Formen aus Polyurethanschaum, der wie die Natur selbst einem Verfallsprozess unterworfen ist.

Wissenschaftliches Interesse an Formbildung und -auflösung ist auch

bei Maya Vonmoos eine wichtige Triebkraft. Ihre Animation «Cosmic Dust» (2010) veranschaulicht die Theorie, wonach Sternenstaub sich zu Materie formt und wieder zerfällt. Das Medium der Computeranimation erarbeitete sich Maya Vonmoos während einer Auszeit in New York (1993–2002). Ihre lasergesinterten Gitterobjekte knüpfen an ihr früheres Schaffen als Eisenplastikerin an.

Vertieften Einblick in die Erfahrung New York aus Künstlersicht bietet der Katalog. Mit «Boogie Woogie – NY, NY» ist ein spannendes Kapitel Schweizer Kunstgeschichte aufgeschlagen worden. | LUCIA ANGELA CAVEGN

Boogie Woogie – NY, NY

Schweizer Kunstschaffende in New York. Oxyd-Kunsträume, Wieshofstr. 108, Mi bis So, 11 bis 17 Uhr, bis 21. November. Der Katalog ist im Latavertag Winterthur erschienen, er kostet 38 Fr.

Exzellente. Wer aber ist dieser Hegedüs?

Am Salonmusikabend des Festivals der Unterhaltungsmusik konnte man den fast neunzigjährigen Boris Mersson und sein Trio geniessen.

Schon seine Biografie ist abenteuerlich: Boris Mersson wurde 1921 als Schweizer mit russischer Abstammung (und Bürgerort Montreux) in Berlin geboren. Im Alter von fünf Jahren erhielt er seinen ersten Klavier- und Geigenunterricht, als Zehnjähriger trat er zum ersten Mal öffentlich auf. Er absolvierte ein Klavierstudium, besuchte Berufs- und Meisterklasse, machte eine Dirigenten- und Musikwissenschaftlerausbildung und betätigte sich danach als Solist, Dirigent, Pädagoge und als Komponist. Seine Konzerte führten ihn durch Europa, in die USA und nach Brasilien; für

«Er kann alles. Er macht alles. Offensichtlich halten ihn die Musik und das Üben jung»

Reto Perolari über Boris Mersson

seine Kompositionen erhielt er im In- und Ausland zahlreiche Preise. Es gibt von ihm über achtzig Platten- und CD-Aufnahmen. Und: Er ist immer noch sehr aktiv und gibt mitreissende Konzerte.

Das Salonmusikprogramm vom Donnerstag findet im intimen Rahmen des Theaterfoyers statt. Der Abend beginnt mit Joseph Haydns Trio in G-Dur, danach folgt Smetanas «Moldau», die Mersson für Klaviertrio bearbeitet hat. So bekannt und doch so anders klingt sie in dieser Form: Der Bauerntanz etwa wird durch die ak-

zentuierte Spielweise behäbiger gestaltet. Danach plätschert das Klavier, von den Streichern fliessend getragen, zaubernde Nymphenklänge. Auch das Vysehrad-Motiv wird vom Pianisten sperrig hingesetzt, es zeugt quasi vom Kampf um die Festung.

Das Publikum ist begeistert, und auch Reto Parolari bewundert den fast neunzigjährigen Mersson, der schon als Solist mit seinem Orchester aufgetreten ist. Interessant findet er den Spannungsbogen, den Mersson an diesem Abend von Haydn bis Gershwin aufbaut.

Auf das Zeichen des Pausengonges antwortet Mersson am Piano mit dem Schlag des Big Ben – und lacht. Wie ein alter Jazzer auch bewegt er den Kopf, etwa bei den ersten Takten von Gershwin. Robert Zymansky (Violine) und Robert Merkle (Violoncello) übernehmen – teilweise in schlichtem Unisono – die Führung bei «Summertime», das insgesamt eher als Salonmusik interpretiert wird. Es wird dann aber schon jazziger, und Mersson fuchtelt bei «My man'gone now» vor lauter Hingabe mit der Hand.

Mit sichtbarer Freude spielt Mersson danach sein eigenes, 1964 komponiertes Werk «Gitan», das sich im Intro noch an die Materie herantastet. Doch schon kommt es durch die Oktaven heruntergetrippelt, das leichtfüssige, czardasmässige Tänzchen. Zymansky ist dabei technisch vielfältig gefordert:

streichen, zupfen, mit den Fingern der Rechten anschlagen oder mit denjenigen der Linken hämmern. Nach einem kleinen orientalischen Ausflug geht es zurück zum Tänzchen, das diesmal von ihm virtuos mit charakteristischen Trillern und Flageolets ausgeschmückt wird. Für seine bravouröse Leistung erhält der Geiger zum Schluss von Mersson spontan ein Küsschen.

Ein Faible für Namen

Natürlich erzählt Parolari auch zu Mersson eine Anekdote: Als Kind habe er viel ab Schallplatten gelernt und eine seiner Lieblingsplatten mit ungarischer Musik stammte von einem gewissen Janos Hegedüs. «Eine exzellente Sache, aber wer ist dieser He-

gedüs?» Diese Frage habe ihm keine Ruhe gelassen, er forschte unermüdlich nach und stiess ... auf Boris Mersson. «Er hat offenbar ein Faible für Pseudonyme, denn es gibt von ihm auch Produktionen unter einem italienischen Namen», sagt er, «Er kann alles, er macht alles und der Beweis ist die nun folgende Malagueña von Ernesto Lecuona.»

Den grossen Applaus nach dem Konzert geniess Mersson sichtlich; er strahlt – und lässt sich nicht zweimal bitten. Flugs werden die Blumen am Boden deponiert, es folgt als Zugabe «Spanischer Zigeunertanz» von Pascual Maquina. Mersson spielt lächelnd und zufrieden an seinem Flügel. Auch er geniess den Abend. | ALEX HOSTER



Phänomenal: Das Trio Boris Mersson gibt ein mitreissendes Konzert. Bild: Heinz Diener

Ernst-Kunstpreis für Daniela Janjic

«Der Umsturz der Milchkanne» und «Vaters Traum von Kirschbaumblüten», «Durch Geister fahren» und «Gelbe Tage»: Das sind die Titel, welche den Weg der jungen Dramatikerin Daniela Janjic zeigen. Denn aufgeführt wurden die Stücke an der Schaubühne am Lehniner Platz, im Stadttheater Bern, an den Münchner Kammerspielen, auch in Wien. Ausgangsort ist aber Winterthur, hierhin kam Daniela Janjic, geboren 1984 in Mostar, im Jahr 1993. Als Zehnjährige wurde sie in der vierten Klasse im Schulhaus Altstadt eingeschult.

Später das Gymnasium. Ein Studium der Germanistik und Filmwissenschaften in Zürich. Die Leidenschaft für das Theater aber lebte Daniela Janjic aus, dies im Jungen Theater Winterthur, dann besonders am Theater Winkelwiese Zürich. Hier entstand auch 2006 ihr erstes Werk: «Gelbe Tage».

Die Erfahrung der zwei Welten prägt das Werk. Daniela Janjic verlagert hier die Folgen eines Kriegs ins Private. Das Unbegreifliche aber lässt sich nicht in Worte fassen. Karg und spröde ist auch die Sprache. Zu hören war von dieser Suche nach dem Glück in flüchtigen Momenten im Januar an einer Lesung im Theater Winterthur.

Der Stiftungsrat der Carl Heinrich-Ernst Kunststiftung würdigt nun mit dem mit 10000 Franken dotierten Preis die ungewöhnliche Laufbahn der jungen Autorin. (bu)

Preisverleihung

Coalmine Bar, 22. Nov., 18.30 Uhr, Daniela Janjic wird aus einem bisher unveröffentlichten Text lesen. Die Laudatio hält Hansjörg Diener.